

Eine Corona-Ansteckung macht misstrauisch

Pandemie und Psyche Wer selber von Covid betroffen war oder in der Familie einen Fall hatte, ist danach oft weniger hilfs- und kooperationsbereit. Betroffen sind vor allem schlechtergestellte Jugendliche. Das zeigt eine Studie mit Schweizer Beteiligung.

Felix Straumann

Bei der psychischen Gesundheit von Kindern und Jugendlichen drehen sich die Diskussionen meist um mögliche Auswirkungen von Massnahmen wie Maskenpflicht, Reihentests oder Homeschooling. Wenig beachtet werden die Folgen einer Covid-Erkrankung für das Verhalten oder die Psyche. Diese scheinen auch bei milden Verläufen und ohne Langzeitsymptome (Long Covid) beträchtlich zu sein. Und sie benachteiligen insbesondere sozioökonomisch schlechtergestellte Jugendliche. Zu diesem Schluss kommt eine gross angelegte Studie von Forschenden um die Ökonomin Camille Terrier von der Universität Lausanne, die unlängst im Fachjournal PNAS veröffentlicht wurde.

Das Team begann bereits vor der Pandemie damit, die Freundschaftsnetzwerke unter Schülerinnen und Schülern im Alter zwischen 15 und 17 Jahren zu untersuchen. Nachdem die Forschenden im Herbst 2019 in französischen Oberschulen 5000 Datensätze gesammelt hatten, kam Sars-CoV-2. Im Mai/Juni 2020 wiederholten sie ihre Erhebungen unter erschwerten Bedingungen, so gut es ging, mit einem Teil der Jugendlichen (rund 360). Dabei stiessen sie auf den Zusammenhang, der ursprünglich nicht Fokus der Studie war: Eine Covid-Infektion verstärkt unter gewissen Bedingungen das Misstrauen gegenüber anderen.

«Es gibt keinen Grund, wieso die Resultate nicht auch für die Schweiz oder Deutschland gültig sein sollten», sagt Mitautor Matthias Sutter, Verhaltensökonom an den Universitäten Innsbruck und Köln sowie am Max-Planck-Institut zur Erforschung von Gemeinschaftsgütern.

Im Fokus der Untersuchung stand das sogenannte prosoziale Verhalten, also die Bereitschaft, anderen Menschen zu vertrauen, mit ihnen zu kooperieren oder ihnen zu helfen. Erfasst haben dies die Forschenden mit vier verschiedenen Experimenten, bei denen sie das Verhalten der Teilnehmenden anhand von Geldeinsätzen in verschiedenen Spielsituationen am Computer messen konnten.



Meistens drehen sich die Diskussionen bei der psychischen Gesundheit von Jungen um mögliche Auswirkungen der Massnahmen. Foto: Keystone

«Wenn die Unsicherheit zunimmt, schauen die Menschen zuerst auf sich.»

Matthias Sutter
Verhaltensökonom

Bei sozioökonomisch schlechtergestellten Jugendlichen kam es zu einer deutlichen Verringerung des prosozialen Verhaltens, wenn sie oder ein Familienmitglied von einer Sars-CoV-2-Infektion

betroffen waren. Zwar war in dieser Gruppe die Prosozialität bereits vor der Pandemie geringer im Vergleich zu bessergestellten Altersgenossen. Die Covid-Erkrankung verdreifachte diesen Unterschied jedoch.

Die Forschenden konnten dabei ausschliessen, dass die Faktoren Arbeitslosigkeit der Eltern, Krankenhausaufenthalte oder die Art der Arbeit (Homeoffice oder Kontaktjob) das Resultat beeinflussten. «Der Effekt bleibt robust und ist nicht von diesen Faktoren getrieben», so Sutter.

Der Zusammenhang war bislang unbekannt. Er hat insbesondere Folgen für diejenigen, die von der Pandemie ohnehin übermässig betroffen sind, was Gesundheit, Jobsicherheit und Bildung betrifft. «Prosoziales

Verhalten ist ein entscheidender Faktor im Berufsleben», sagt Ökonom Sutter. Dafür gebe es klare Belege aus früheren verhaltensökonomischen Studien. «Die Bedeutung dieser Soft-Skills ergibt sich letztendlich daraus, dass es auch im Joballtag darum geht, dass man gut miteinander auskommt.»

Man fühlt sich von der Gesellschaft allein gelassen

Der Ökonom vermutet, dass der Rückgang beim prosozialem Verhalten den betroffenen jungen Erwachsenen langfristig schaden wird und für sie daraus eine zusätzliche Benachteiligung entsteht. «Das ist ein Aspekt, der bisher kaum Beachtung in der öffentlichen Diskussion bekommt.»

Wieso aber führt eine Infektion überhaupt zu einem Verlust an Vertrauen und Hilfsbereitschaft? Die Studie hat dies nicht untersucht, weshalb sich nur Vermutungen anstellen lassen. Klar sei, dass eine Infektion mit Isolation, Quarantäne, möglichem Einkommens- und drohendem Arbeitsplatzverlust schlechtgestellte Familien eher an die Grenzen bringe, sagt Sutter. «Es fehlen die Ressourcen, um solche Situationen aufzufangen.» Man fühle sich von der Gesellschaft allein gelassen.

Hinzu kommt: «Wenn die Unsicherheit zunimmt, schauen die Menschen zuerst auf sich, das wissen wir aus anderen Studien.» In der Anfangsphase der Pandemie, als der zweite Teil der Studie durchgeführt wurde,

war diese Unsicherheit besonders ausgeprägt. Ob auch das Coronavirus selber durch biologische Effekte zu den Verhaltensänderungen geführt hat, lasse sich ebenfalls nicht ausschliessen, so Sutter.

Von der Studie angetan ist Susanne Walitza, Direktorin der Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie und Psychotherapie der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich. «Sie ist sehr gut gemacht und bestätigt unsere Beobachtungen», sagt sie. «Bei praktisch allen benachteiligten Familien mit Migrationshintergrund oder Alleinerziehenden, die finanziell und auch sonst am Anschlag sind, summieren sich die Stressfaktoren.»

«Wir sollten viel offener darüber sprechen»

In der Schweizer Lockdown-Studie mit 1100 Kindern und jungen Erwachsenen, an der Walitza beteiligt war, zeigte sich ebenfalls: Die sozioökonomische Situation spielt eine wichtige Rolle dabei, wie gut die erste Welle verkraftet wurde. «Wer keine Sorgen hat, kann auch einfacher einen Lockdown durchstehen», so Walitza. Das Gleiche gelte für eine Erkrankung. Die Erfahrung einer Sars-CoV-2-Ansteckung könnte dazu führen, dass das Vertrauen in die eigene Unverwundbarkeit und in die Gesellschaft verloren geht.

Eigentlich ist unbestritten, dass die Pandemie Unterprivilegierte in vielen Aspekten ungleich stärker trifft als den Durchschnitt. «Wir sollten viel offener darüber sprechen, zum Beispiel über die Situation von Ein-Eltern-Familien, allerdings ohne die Betroffenen dabei zusätzlich zu stigmatisieren», fordert Walitza.

Zur Zumutbarkeit von Massnahmen findet die Kinder- und Jugendpsychiaterin, dass Maskentragen oder Tests den Kindern und Jugendlichen in der Regel nicht schaden, sondern in vielen Fällen bei der Bewältigung der schwierigen Situation eher helfen würden. «Sie merken, dass sie einen Beitrag leisten können und nicht nur ausgeliefert sind», sagt die Kinderpsychiaterin. «Das ist Kindern und Jugendlichen meist wichtiger als Freiheit.»